



clv



Patricia St. John

# Die Spur führt nach Jerusalem

 **bibellesebund**

Verlag Bibellesebund Marienheide / Winterthur

clv

Christliche Literatur-Verbreitung Bielefeld

6. Auflage 2007

Originaltitel: »The Victor«

erschienen bei: Scripture Union (Bibellesebund), London

© 1983 by Patricia St. John

Deutsch von Renate Mauerhofer

© der deutschsprachigen Ausgabe:

1985 by Verlag Bibellesebund, Marienheide

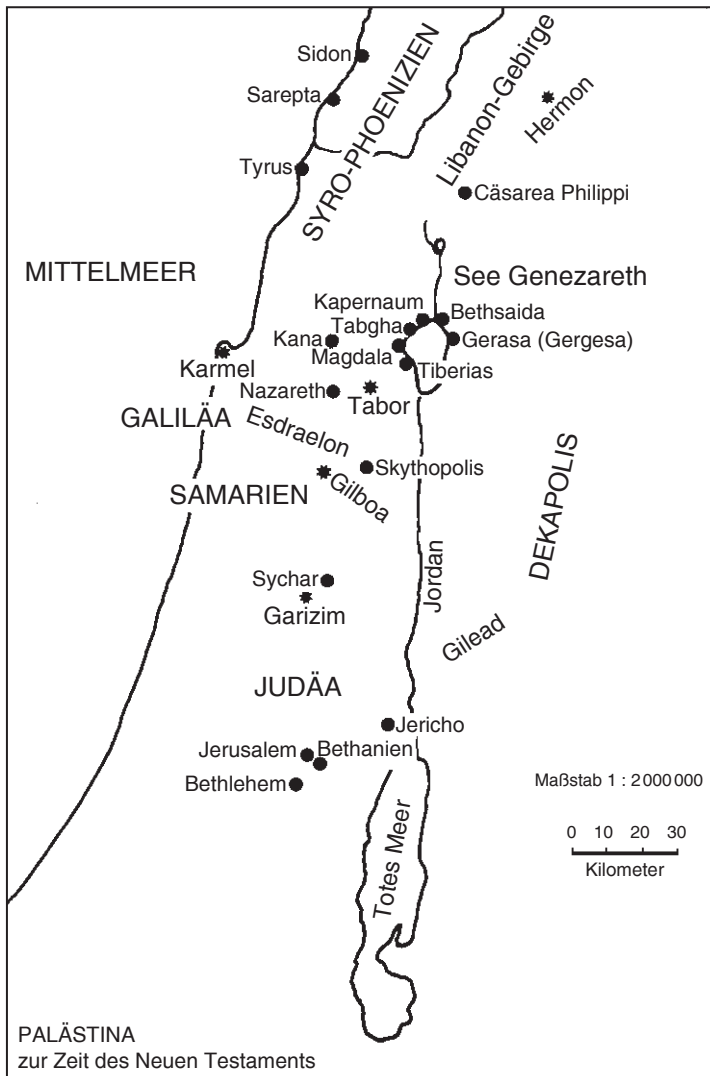
Umschlag: Georg Design, Münster

Satz: CLV

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-87982-110-5 (BLB)

ISBN 978-3-89397-565-5 (CLV)





# 1. Kapitel

**E**s ist schwer zu sagen, wann diese Geschichte eigentlich begann. Wie die Blumen werden auch wir mit der Sehnsucht geboren, dem Licht zuzustreben. Ich spürte diese Sehnsucht wohl zum ersten Mal an einem strahlenden Sommermorgen, als ich nördlich von Tyrus im Sand am Meer lag und mich Hassgefühle gegen meine Schwester Illyrika erfüllten. Dann hasste ich mich selbst, weil ich sie hasste, denn schließlich war es ja nicht ihre Schuld, dass sie krank oder, wie die Leute einander zuflüsterten, von einem Dämon besessen war.

Ich hasste sie nicht wegen der rasenden Tobsuchtsanfälle, die sie von Zeit zu Zeit plötzlich überkamen. Dann knirschte sie mit den Zähnen, riss sich das Haar aus und warf sich auf den Boden oder ins Feuer – je nachdem, wo sie gerade stand. Das geschah seit Jahren immer wieder gelegentlich und ich hatte mich daran gewöhnt. Außerdem hatte sie Zeiten, in denen sie manchmal fast normal war, obwohl sie immer ein wenig merkwürdig und abwesend wirkte. Sie saß dann mit gefalteten Händen da und starrte Löcher in die Luft. Dabei hatte sie einen unkindlichen, alten Gesichtsausdruck und wenn sie sprach, schien ihre Stimme von weit, weit her zu kommen. Aber sie sagte nur ganz selten etwas.

Ich hasste sie, weil sich meine Mutter nur um sie drehte. Sonst zählte niemand, dachte ich verbittert und grub meine bloßen Zehen in den Sand ein. Ich war der einzige Sohn, aber wenn der Fischfang nicht reichlich und somit das Essen spärlich war, mussten ich und meine jüngere Schwester Ione hungern, damit Illyrika genug zu essen hatte. Manchmal glaubte ich, dass meine Mutter Angst vor ihr hatte. Doch dann wieder hatte ich den Eindruck, dass sie vor lauter Liebe zu ihr kaum einen anderen Menschen wahr-

nahm. Ich seufzte, spuckte aus und wünschte mir, alt genug zu sein, um mit meinem Vater nachts auf Fischfang gehen zu dürfen. Aber er wollte mich erst mitnehmen, wenn ich zwölf wäre. Es fehlten noch zwei volle Monate, bis ich dieses Mannesalter erreicht hatte.

Es war sehr still am Strand. Die Sonne war über dem schneebedeckten Gipfel des Hermon aufgegangen und wärmte meinen Rücken, aber der Dunstschleier lag immer noch über Land und Meer, sodass man nicht sagen konnte, wo die See aufhörte und wo der Himmel begann. Nicht die kleinste Welle brach sich im Sand. Das glatte Wasser leuchtete safrangelb und verschmolz mit dem hellen Dunst. Jeden Augenblick würde nun ein dunkler Fleck auftauchen, der beim Näherkommen immer größer würde.

Es war schon spät, was gewöhnlich auf einen guten Fang hinwies. Angestrengt blickte ich aufs Meer hinaus und entdeckte das Boot. Bald konnte ich auch das Netz entdecken, das auf und ab schlingerte, wie das Spiegelbild der Wellen. Ich rannte bis ans Wasser und winkte und mein starker, stiller Vater stand am Bug und winkte zurück. Obwohl wir uns, solange ich denken konnte, fast jeden Morgen auf diese Weise begrüßten, war es immer wieder ein besonderer Augenblick für mich, denn ich liebte meinen Vater und nicht alle Fischer, die nachts hinausfuhren, kehrten am Morgen wieder zurück.

Ich holte die Körbe und war rechtzeitig zurück, um den Kiel auf dem Sand auflaufen zu hören. Da spürte ich auch schon die breite Hand meines Vaters auf der Schulter, als er aus dem Boot sprang. Die Männer waren gut gelaunt, das Boot war vollgeladen und das Netz schwer. Als eingespieltes Team nahmen wir schweigend unsere Stellungen am Seil ein. Ich, ein kleiner Statist, rannte ans Ende, denn obwohl ich ein kräftiger Junge war, hätte ich nicht mit den starken braunen Armen und der ganzen Energie der Fischer mithalten können. Jeder Muskel war angespannt, als



sie sich gleichzeitig zurücklehnten, sich für den Bruchteil einer Sekunde entspannten, tief Luft holten und erneut die Muskeln anspannten, bis das Netz auf dem Strand lag. Wir stürzten uns alle gleichzeitig darauf, um die Fische zu sortieren.

Ich ging gern mit den Fischen um. Einige davon warfen wir wieder ins Wasser zurück. Aber heute waren die meisten genießbar. Die Männer legten sie, tropfend und silbrig glänzend, in die Körbe, hievten diese auf ihre Schultern und gingen damit zum Markt. Ich rannte zuerst noch einmal zurück und sprang ins Meer, denn obgleich die Schatten immer noch lang waren, brannte die Sonne bereits heiß herab und die Erfrischung tat mir gut nach der harten Arbeit. Dann nahm ich meinen etwas kleineren Korb und holte meinen Vater bald ein. Die Fischverkäufer erwarteten uns schon im Schatten der Zelte und das Feilschen und Handeln begann. Ich war stolz auf meinen Vater, denn es gelang keinem, seine Preise wesentlich herunterzuhandeln, und unser Boot war heute morgen das erste. Als der Preis festgelegt war, wurde der Fisch gewogen und zu großen, glänzenden Haufen auf die Steinfliesen geschüttet. Dann wandte sich mein Vater mir zu.

»Bring den Rest in deinem Korb nach Hause«, sagte er, »und bitte Mutter, den Fisch zuzubereiten! Ich werde bald nachkommen.«

Wie die Fischer lediglich mit einem Lendentuch bekleidet, ging ich die Straße hinauf, die zu unserem Haus führte. Aller Kummer war vergessen. Ich war sehr hungrig und heute hatten wir genug zu essen. Meine Mutter würde mit meiner kleinen Schwester zusammen den Fisch ausnehmen und das Feuer entfachen. Bald darauf würden herrliche Düfte das Haus erfüllen: brutzelndes Öl, gebratener Fisch, würzige Kräuter und frisches Brot. Dann würde mein Vater kommen und wir würden uns um die volle Schüssel versammeln. Welch gemütliche Runde wäre das

ohne die unheimliche Gegenwart meiner älteren Schwester! Gewöhnlich nahm sie ihr Essen etwas abseits ein. Ihr Teller war angefüllt mit dem Besten, was es gab. Manchmal setzte sie sich auch in unsere Familienrunde. Dann verstummten wir meistens, als hätten wir einen Fremden in unserer Mitte. Meine Mutter hörte auf zu essen und starrte sie mit jenem erschrockenen, sehnsuchts- und liebevollen Gesichtsausdruck an. Ich stopfte mir den Rest des Essens in den Mund und machte, dass ich hinaus ins Freie kam.

Der Tag würde heiß werden. Einer von Vaters Gehilfen stand in seiner Haustür und rief mich zu sich. Ich trat durch den weinumrankten Eingang und er gab mir Buttermilch zu trinken, während wir plauderten. Ich besuchte gern die anderen Fischerjungen, aber ich schämte mich gleichzeitig, denn ich konnte sie nie zu mir einladen. Ich wusste ja nie, wann meine Schwester wieder einen Anfall hatte. Tagsüber verließ Illyrika das Haus äußerst selten, aber jeder kannte sie und redete hinter vorgehaltener Hand über sie. Und wir bekamen ganz selten Besuch.

Die Buttermilch stillte vorübergehend meinen Hunger und ich blieb noch ein wenig da. Mein Vater würde nicht so schnell nach Hause kommen. Er hatte auf dem Marktplatz Geschäftliches zu besprechen. Außerdem saß er gern mit den anderen Fischern zusammen und plauderte über die Gezeiten, das Wetter und den Fang. Manchmal fragte ich mich, ob es ihm ebenso schwerfiel wie mir, die Freiheit des Morgenhimmels und die Weite des Meeres zurückzulassen, um unter dem schwarzen Schatten, der über unserem Haus lag, zu leben. Aber er war ein guter Ehemann und pflichtbewusster Vater und wenn er meine Gedanken teilte, so hatte er sie nie geäußert.

Ich verließ meinen Freund und eilte die Straße hinauf, denn jetzt war ich wirklich spät dran. Als ich um die Ecke bog, war ich aber doch überrascht, dass meine Mutter mitten auf der Straße stand und nach mir Ausschau hielt. Als

sie mich entdeckte, lief sie mir entgegen. Sie war so vergnügt, wie ich sie seit langem nicht mehr gesehen hatte.

»Beeil dich, Junge!«, rief sie ungeduldig. »Gib mir den Fisch, wasch dich und zieh die Tunika an! Dein Onkel Adoram aus Galiläa ist hier, er wartet auf sein Frühstück.«

Ich rannte ihr voraus, denn das war tatsächlich eine gute Nachricht. Ich hatte meinen Onkel aus Galiläa sehr gern und wir hatten ihn schon länger nicht mehr gesehen. Er war der ältere Bruder meiner Mutter, der sich in ein Mädchen aus Kapernaum verliebt hatte. Da die Familie seiner Braut strikt dagegen war, dass die Tochter Israel verließ, hatte er sein Fischerboot zum See Genezareth gebracht und übte seither seinen Beruf in Galiläa aus. Um seinen Schwiegervater vollends zu versöhnen, war er sogar zum Judentum übergetreten. Doch hatte er die Verbindung zu meiner Mutter nicht abgebrochen und von Zeit zu Zeit besuchte er uns.

Onkel Adoram war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit der breiten Statur und den starken Muskeln eines Fischers. Er ruhte sich nach der langen Wanderung auf einer Matte aus und neckte meine kleine Schwester, die vergnügt kicherte. Er sprach auch höflich mit meiner älteren Schwester, aber er machte keine Späße mit ihr. Auch sah er sie kaum an, denn keiner wollte ihrem wilden, starren Blick begegnen. Wenn ich mit ihr sprach, sah ich immer in die entgegengesetzte Richtung.

Sauber und bekleidet platzte ich in das Zimmer und begrüßte fröhlich meinen Onkel. Ich glaube, er hatte mich besonders gern und jetzt redete er mit mir von Mann zu Mann.

»Na, warst du mit dem Boot draußen?«, fragte er zwanglos.

»Nein, ich darf erst mitfahren, wenn ich zwölf bin. Aber das dauert nicht mehr lange. Ich helfe jeden Morgen beim Einholen des Netzes und beim Fischeverlesen.«

»Freust du dich schon darauf, mitfahren zu dürfen?«

Ich nickte.

Er lächelte. »Es liegt uns im Blut, Junge, schon seit Generationen. Wenn meine Zeit gekommen ist und ich von der Erde wegmuss, will ich in einem Sturm untergehen. Die Stürme auf dem See Genezareth haben etwas herrlich Gewaltiges an sich. Sie kommen ganz plötzlich aus dem Faltengebirge heruntergebraust, wenn man sie am wenigsten erwartet, und peitschen das Wasser auf, dass man meint, das letzte Stündlein habe geschlagen. Aber ich wollte es um nichts in der Welt eintauschen, das kannst du mir glauben!« Dieses Thema schien ihn an etwas zu erinnern, denn er hielt inne und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was in die gefahren ist!«, fuhr er gedankenvoll fort. »Vier meiner Freunde haben kürzlich ihre Boote im Stich gelassen, um sich in ein aussichtsloses Abenteuer zu stürzen. – Sieh mal, da kommt dein Vater! Und der Fisch duftet auch schon köstlich!«

Er sprang auf und küsste seinen Schwager herzlich. Meine Mutter eilte herein und servierte. Sie hatte sich selbst übertroffen: Der Fisch brutzelte noch, das warme Brot duftete köstlich, das Obst war kunstvoll in einer Schale angerichtet und mehrere Weinflaschen standen als Getränk bereit. Meine kleine Schwester Ione brachte die Wasserschüssel herein und wusch unsere Füße. Sie war erhitzt und außer Atem, weil sie zwischen dem Ofen und dem Krämer hin- und hergelaufen war. Meine Mutter legte das Beste von allem auf einen Teller, den sie meiner älteren Schwester brachte, die etwas abseits saß, und die Mahlzeit begann in fröhlicher Stimmung.

Zuerst drehte sich die Unterhaltung um die Fischerei: die unterschiedlichen Vorzüge der Küsten- und Binnenfischerei, die Preise und Steuern unter Herodes in Galiläa. Dann tauschten wir Familiennachrichten aus und aßen, bis wir alle satt waren. Schließlich entstand eine Gesprächspause. Ich wollte, dass sich mein Onkel weiter mit mir unterhielt, deshalb knüpfte ich da an, wo wir stehen geblieben waren.

»Onkel Adoram«, fragte ich, »wieso haben deine vier Freunde ihre Boote im Stich gelassen und sich in ein aussichtsloses Abenteuer gestürzt?«

»Tja«, meinte mein Onkel nachdenklich, »das fragt sich jeder bei uns. Es ist eine lange Geschichte. In Galiläa passieren merkwürdige Dinge und keiner weiß, was er davon halten soll – ich am wenigsten. Aber es gehört schon was dazu, Boot und Netz einfach zurückzulassen und ohne Geld loszuziehen! Sie müssen ein ganzes Stück überzeugter sein, als ich es bin!«

»Wer, Onkel? Und wohin sind sie denn gezogen?«

Jeder war nun neugierig geworden. Mein Onkel seufzte, als fiel es ihm schwer, unsere Fragen zu beantworten. Sein Gesicht war ernst und er runzelte die Stirn, während er sprach.

»Ich nahm die jüdische Religion an, um meiner Frau einen Gefallen zu tun, aber ich interessiere mich kein bisschen dafür. Immer wieder steht ein Prophet, Quacksalber oder Wundertäter unter ihnen auf, aber ich bin bis jetzt auf keinen von ihnen reingefallen. Als das Gerücht kursierte, dass wieder mal einer von dieser Sorte in Kana Wasser in Wein verwandelt haben soll, machte ich mich mit den anderen darüber lustig. Aber als dann der einzige Sohn meines Herrn schwer erkrankte, war es nicht mehr zum Lachen. Er ist ein guter Mann, ein Hauptmann und in der ganzen Stadt angesehen, und ich verkaufe ihm meine Fische privat. Er und seine Frau haben jahrelang auf dieses Kind gewartet. Es war ihr ganzer Sonnenschein.«

»Und was passierte dann?«

Mein Onkel nippte an seinem Wein, als wüsste er nicht, wie er fortfahren sollte.

»Also, das Kind erkrankte an einem Fieber. Jeder Arzt im ganzen Gebiet wurde herbeigerufen, aber einer nach dem anderen ging kopfschüttelnd wieder weg. Eines Morgens brachte ich meine Fische wie gewöhnlich in die Küche, wo

ich meistens einen Schluck trinke und mit den Dienern einen Schwatz halte. Manchmal unterhalte ich mich auch mit dem Herrn selbst, wenn ich ihm auf dem Gelände begegne. Aber an diesem Morgen war es seltsam still im Haus und die Mägde und Diener weinten, denn sie alle liebten das Kind. ›Die Hand des Todes liegt auf ihm‹, flüsterte eine Magd. ›Seine Haut brennt wie Feuer. Er liegt in den Armen seiner Mutter und erkennt keinen mehr.‹ Als ich dann am Tor stand, sah ich, wie mein Herr die Straße hinuntergaloppierte, als wolle er in die Schlacht ziehen. Der Staub, den die Pferdehufe aufwirbelten, hüllte ihn ganz ein.

›Wohin reitet er denn?‹, fragte ich.

›Nach Kana‹, sagte ein Diener. ›In Kana soll angeblich ein Wundertäter sein, ein Nazarener!‹ Er sagte das verächtlich, aber alle blieben ernst und ich ging kopfschüttelnd davon.«

Mein Onkel zögerte wieder. Er schien sich beinahe zu fürchten, mehr zu erzählen. Aller Augen hingen gespannt an ihm. Weil ich Illyrika gegenüber saß, bemerkte ich als Einziger, dass sie sich erhob und dicht hinter den anderen niederhockte. Ich erschauerte, als ich sie flüchtig anblickte, und sah schnell weg. Ihre Augen waren geweitet und schwarz und die nackte Furcht stand in ihnen geschrieben.

›Erzähl weiter!‹, flüsterte meine Mutter.

›Ich ging erst drei Tage später wieder hinauf zur Villa. Auf dem Marktplatz hatte ich schon gehört, dass das Kind noch lebte. Als ich oben ankam, stand mein Herr im Garten und sein Sohn lief hinter einem kleinen Hund her. Seine Wangen glühten rosig vor Gesundheit. Ich war kühn genug, um stehen zu bleiben und meinem Herrn zu sagen, wie ich mich darüber freute.«

›Erzählte er dir, was passiert war?‹

›Ja, er war viel zu glücklich, um es für sich zu behalten. Er musste es sogar seinem Fischer erzählen!‹, lachte mein Onkel. ›Der Prophet war in Kana angekommen, das kaum

zwanzig Kilometer westlich liegt. Es war nicht schwer, ihn zu finden, denn jeder folgte ihm und wartete gespannt darauf, was er als Nächstes tun würde. Der Herr erzählte mir, wie er demütig auf die staubige Straße vor ihm niedergefallen sei. Flehentlich hätte er ihn gebeten, mit ihm nach Kapernaum zu kommen, bevor das Kind stürbe. Es sei gerade ein Uhr gewesen.

Der Prophet hätte nur gesagt: ›Geh nach Hause, dein Kind lebt!‹«

›Und er glaubte ihm?‹, fragte meine Mutter erstaunt.

›Er glaubte ihm. Warum oder wieso, konnte er nicht erklären. Er wusste nur, dass das Wort wahr war und dieser Mann göttliche Kraft besaß. Er ritt heim und sang vor Freude vor sich hin. Bei Sonnenuntergang traf er ein. Als er in Sichtweite des Hauses kam, rannten ihm die Diener freudig winkend entgegen. Das Kind lebte; um ein Uhr war etwas geschehen. Das Fieber war gesunken.

Seine Frau ergänzte die Einzelheiten. Sie hatte das Kind in den Armen gehalten und seine trockenen Lippen benetzt, als die brennende Glut plötzlich aus seinem Körper entwich und sein rasender Herzschlag sich verlangsamte. ›Das ist der Tod!‹, dachte sie bei sich und begann zu weinen. Aber der Junge öffnete die Augen und sah sie an. Sie glänzten nicht mehr vor Qual und Fieber, sondern strahlten gesund und fröhlich. Sie küsste ihn auf die Lippen, die jetzt feucht und kühl waren. Er setzte sich auf und lächelte. ›Ich möchte mit dem Hündchen spielen, Mama‹, sagte er, stand auf und rannte in den Garten hinaus. Sie folgte ihm und sah auf die Sonnenuhr. Es war ein Uhr, genau die Zeit, als der Prophet sprach.«

Eine kurze Stille entstand, dann fragte mein Vater: ›Wie heißt denn dieser Prophet?‹

›Wie er heißt? Oh, sie nennen ihn Jesus.‹